

Die Zeckenpest.

---



Stiefelknecht vor mir. Wie ich mich schämte, kann man sich denken! — Der Revolver wanderte ohne Dank zu den Trappisten zurück, und jahrelang wollte ich nichts mehr von einer Flinte oder einer ähnlichen Schusswaffe hören.

Die Vögel konnten sich darüber nur freuen und fuhren fort, unter meinen Bienen tüchtig aufzuräumen. Da bekam ich plötzlich ganz unerwartet eine Vogel-Flinte. Sie wurde geladen, abgefeuert und immer wieder und wieder zur Hand genommen, obgleich sie mir die Schulter blau und grün schlug. Gar viele Bienenfeinde habe ich damit schon erschossen, und jüngst wagte ich mich mit meiner Flinte sogar an eine Schlange. Es war eine große, schwarze Schlange, die ich noch spät am Abend auf einem Pfirsichbaum entdeckt hatte. Wohl war mir etwas bange dabei, nicht wegen des Treffens, sondern wegen der Wirkung. Sollte der schwache Vogelbunt, womit ich meine Flinte geladen hatte, die große Schlange auch wirklich töten? Ich schoß ab, die Schlange fiel halb betäubt herunter, und ich hatte nun leichte Mühe, ihr mit ein paar tüchtigen Hieben vollends den Garaus zu machen.

Daß ich nach solchen Leistungen bei den Schwestern als „Schütze“ in großen Ruf kam, ist klar. Bald wurde ich ersucht, mit meiner Mordwaffe auch die Affen anzugreifen, die uns so viel Schaden machen. Sie tragen nämlich aus unsern Gärten und Feldern alles fort, was sie nur erwischen können: Kartoffeln, Pineäpfel, Maiskolben etc.; und wenn die Trauben reifen, muß jeden Tag eine andere Schwester den Weinberg hüten, um die frechen Eindringlinge fern zu halten. Also meine Büchse soll da helfen. Ich aber werde mich hüten, mit einer bloßen Vogel-Flinte auf diese schlauen, dickhäutigen Diebe loszugehen; auf eine größere Distanz trägt meine Flinte gar nicht, und selbst in der Nähe würde ihnen mein Vogelbunt wenig schaden.

Als unser Ehrw. Vater Administrator voriges Jahr wieder nach Europa reiste, trug ich ihm vertrauensvoll meine Bitte um eine Jagdflinte vor. „O Kind“, sagte er, „ich habe so viele und so wichtige Angelegenheiten zu besorgen, daß mir der Kopf ganz voll davon ist.“ — Jeder andere hätte diese Antwort als durchaus verneinend und abschlägig verstanden, ich aber war von dem Gedanken an eine Jagdflinte so eingenommen, daß ich mir im Stillen noch immer Hoffnung machte. Als nun der Ehrw. Vater ein halbes Jahr darauf zurückkam und wir Schwestern uns zum festlichen Empfang an der neuen Pforte des Trappistenklosters aufstellten, war, sobald das Gefährt des Ehrw. Vaters in Sicht kam, mein Auge nur darauf gerichtet, ob nicht eine mächtige Büchse aus dem Wägelchen emporrage. Natürlich war davon keine Spur zu sehen, und der Ehrw. Vater hatte meine verwegene Bitte sicherlich schon längst vergessen.

Vielleicht fallen nun diese Zeilen einem Mann in die Hände, der eine ganze Auswahl vortrefflicher Jagdflinten hat und großmütig eine derselben der Bienenchwester in Mariannhill zuschickt. Dann könnte es aber losgehen, und dann sollte es irgend ein Raubtier, heiße es nun Affe oder Schlange, Löwe, Tiger oder Büffel, es wagen, sich in der Nähe meines Bienenhäuschens sehen zu lassen! —

## Die Zeckenpest.

Von Dr. Tiburtius, O. C. R.

Mariannhill. — Unter obigem Titel haben wir schon in der Mai-Nummer vorigen Jahres auf die schreckliche Viehseuche hingewiesen, die seit ein paar Jahren in vielen Bezirken Südafrikas grassiert. Demals stand die Seuche nur wie ein unheil drohendes Gespenst hart an der Grenze unserer Mariannhiller Farm, heute aber hat uns, und noch mehr die auf unserem Grund und Boden wohnenden Kaffern, das Unglück schon getroffen.

Zuerst brach die Krankheit — die Engländer nennen sie East coast fever — am südlichen Ende unserer Farm unter der Herde eines gewissen Martin Gele aus. Von da aus verbreitete sie sich langsam, aber unaufhaltsam immer weiter und weiter aus. Anfangs Juni hatten die auf der südlichen Hälfte unserer Farm wohnenden Schwarzen schon all ihr Vieh verloren. Von 150 Stück waren nur zwei übrig, und diese gehörten dem soeben genannten Martin Gele.

An dem Drahtzaun, womit unsere eigene Weidung umgeben ist, machte die Seuche vorläufig Halt: Natürlich trafen wir alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßregeln, um dem Uebel möglichst den Weg zu versperren, doch das war eine schwierige Sache: das Kaffenvieh war ganz nahe an unserer Fence erkrankt und gefallen. Wie groß war nun die Gefahr, daß auf irgendwelche Weise, sei es durch einen Menschen, ein Tier oder sonstwie eine der infizierten Zeden durch die Fence kam und unser eigenes Vieh ansteckte! Denn, wie schon im Vorjahre bemerkt, verpflanzt sich die Krankheit nur durch Zeden, die von einem infizierten Tier abfallen und sich an einem andern, noch gesunden Vieh festsetzen; daher auch der deutsche Name Zedenpest.

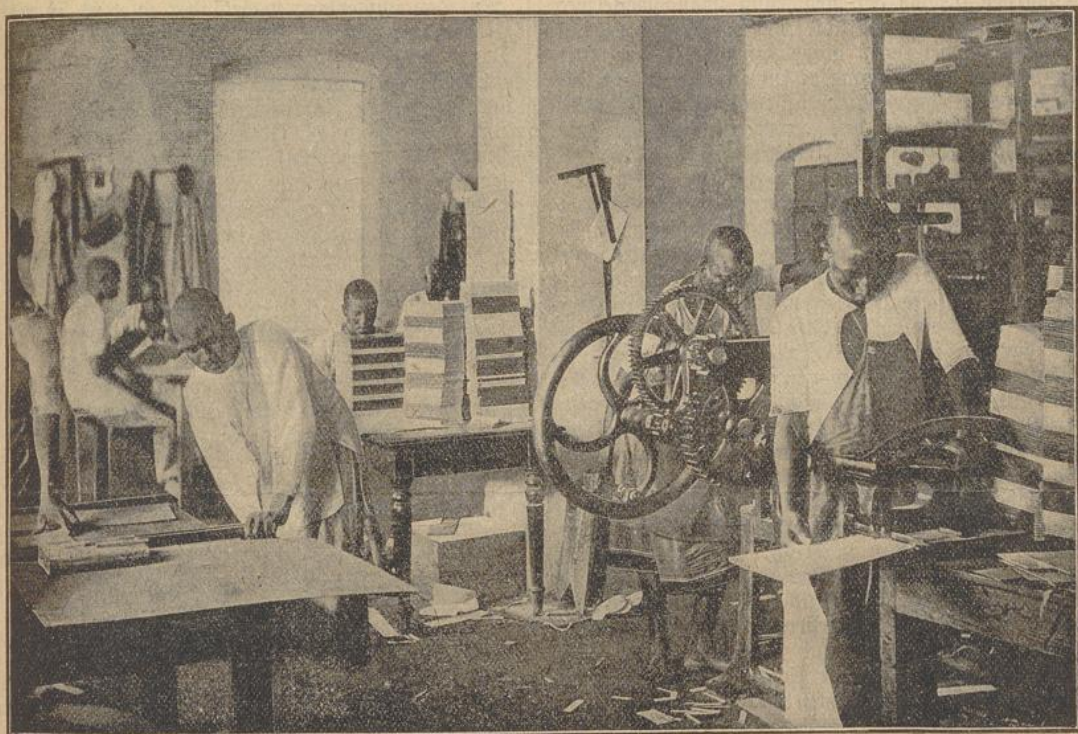
Lange schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung. Besonders viel erwarteten wir von unserer neuen „Dip-Vorrichtung“, in der all unser Vieh in kurzen Zwischenräumen untergetaucht und so von den Zeden gereinigt wurde. Doch schließlich half alles miteinander nichts. Mitte Oktober war die Seuche innerhalb der Fence unserer Zugochsen. Zuerst wollten wir nicht daran glauben, doch die hohe Temperatur und verschiedene andere Anzeichen sprachen nur zu deutlich dafür. Die kranken Tiere wurden sofort geschlachtet, die übrigen Tag für Tag untersucht. Wo sich nur immer bei einem Stück ein Anzeichen der Krankheit, namentlich eine verdächtige Temperatur zeigte, wurde es rasch von den übrigen getrennt. Das Schlimme bei der Krankheit aber ist, daß man sie erst im vorgezeichneten Stadium, nach 8–10 Tagen, sicher erkennen kann. Immerhin erreichten wir durch unsere Schutzmaßregeln so viel, daß uns bis Ende Dezember nur selten ein Stück verloren ging.

Da kam plötzlich am 27. Dezember 1907 von der englischen Regierung ein amtlicher Erlaß, alles auf der Farm befindliche Vieh sei innerhalb 8 Tagen als Schlachtvieh zu verkaufen, widrigenfalls würde die Regierung selbst eingreifen und das Vieh nach sanitärischer Schätzung aufkaufen und ab Schlachten lassen. Die gleiche Notiz erhielten auch alle unsere benachbarten Farmer. — Das war nun ein schmerzlicher Schlag! Tatsächlich hatte das letzte Parlament dem Minister für Landwirtschaft das Recht eingeräumt, in den infizierten Bezirken alles Vieh gegen eine geringe Vergütung zwangsweise entfernen und ab Schlachten zu lassen. Andererseits war unsere Farm nur zum Teil



von der Seuche infiziert, die Weidetrist nämlich, in der, wie gesagt, unsere Arbeitsochsen waren. Kühe und Jungvieh hielten wir seit Monaten in einer reparierten Fence und achteten strengstens darauf, daß kein anderes Vieh dazu kam. Sollten wir nun mit einem Schlag auch dieses unser Nutzvieh verlieren und damit auch den letzten Tropfen Milch für eine Gemeinde von 500—600 Personen? Man tat also Schritte, die harte Maßregel wenigstens zu mildern. Mitte Januar lfd. Jrs. erschien in Mariannhill eine Regierungskommission, darunter befand sich der Minister für Landwirtschaft in höchst eigener Person.

von ganz Natal und Zululand in den Schlachthäusern von Durban und Mariburg zusammen. Wenn dann bei solchem Angebot einerseits eine höchst ansteckende Krankheit in der eigenen Herde grassiert, und andererseits die Regierung mit den obengenannten Maßregeln eingreift, dann bestimmt natürlich nicht mehr der Eigentümer, sondern der Käufer den Preis, d. h. um nicht vollends alles zu verlieren, begnügt sich ersterer zuletzt mit einem Minimum. Unser Schaden ist somit nach jeder Richtung hin ein sehr empfindlicher und großer. Andererseits entsteht nun die Frage, wo sollen wir in Zukunft für unsere ausgedehnte Wirtschaft die



Die Regierungsschulen in Deutsch-Südafrika. Nach Photographien von Dannenberg & Co., Berlin.  
In der Buchbinderel.

Die Herren inspizierten an Ort und Stelle alles aufs genaueste und gestatteten schließlich auch nach langer, eingehender Beratung, daß wir vorläufig in Anbetracht der besonderen Umstände unser Milch- und Zuchtvieh behalten könnten, jedoch nur unter gewissen Bedingungen. Das Milchvieh z. B. darf nicht mehr auf die Weide, sondern muß im Stall gefüttert werden, was hierzulande mit vielen Kosten und Umständen verbunden ist. Da hieß es von vornherein, sich auf das Allernotwendigste beschränken; wir behielten verhältnismäßig nur wenig Kühe; auch die Saugfälsber gaben wir alle ab. Für das andere Vieh aber mußten die Drahtzäune enger gemacht und zwischen jedem Posten mehrere Verbindungsdrähte angebracht werden, damit selbst das Durchkommen eines Kalbes unmöglich sei. Die Ochsen, gegen 80 an der Zahl, — man bedenke, daß man in Südafrika zu einem einzigen Gejpann 16—18 Ochsen benötigt, — hatten wir inzwischen schon an einen Privatmann als Schlachtvieh verkauft, allerdings zu einem sehr billigen Preis; kommt doch gegenwärtig gerade infolge dieser Seuche eine Unmasse Vieh

nötigen Zugtiere hernehmen? Wie sollen wir, um nur eines zu erwähnen, aus den tiefen und abgelegenen Schluchten das viele Brennholz herbeischaffen für unsere Ziegelei und die mannigfachen Bedürfnisse unserer großen Doppelgemeinde? Jedenfalls wird uns nichts anderes übrig bleiben, als um teures Geld eine entsprechende Zahl von Pferden und Mauljeseln zu kaufen, denn in den infizierten Gegenden darf infolge eines speziellen Regierungsverbotes volle 18 Monate lang kein Vieh gehalten werden. Das ist nun eine schlimme Sache! Abgesehen von dem hohen Einkaufspreis erfordern diese Tiere viel mehr Pflege und bedingen viel höhere Unterhaltungskosten als die Ochsen. Letztere holt man einfach von der Weide weg, spannt sie ein und läßt sie hernach wieder laufen. Weideland aber gibt es in Natal noch im Ueberfluß. Anders bei den Einhufern. Wohl verschmähen auch sie das hiesige rauhe Weidegras nicht, aber für Arbeitstiere ist es durchaus unzureichend. Eine weitere Bedingung sind für sie die Ställe; ohne gute Ställe durchleben sie, zumal hier unten an der Küste,



felten einen Sommer. Dazu kommen dann noch die teuren Geschirre. Ochsen haben hierzulande bekanntlich äußerst primitive, mit einem bloßen Riemen befestigte Joche, anders die Pferde und Maulesel, die ganz nach europäischer Art geschnitten und eingetrennt sind. Kurz, alles in allem berechnet beläuft sich unser Verlust auf viele Tausende. Am allerschlimmsten sind vollends unsere armen Kaffern daran. Ihr ganzer Reichtum bestand von jeher im Vieh. Gegenwärtig aber ist in weiten Bezirken der ganze Viehstand vollständig verschwunden, auch von den hiesigen Neubekehrten hat kaum einer mehr ein einziges Stück aufzuweisen. Teils erlagen sie der schrecklichen Seuche, teils wurden sie von der Regierung zwangsweise weggeschafft, eine Maßregel, die hier wirklich notwendig war; denn da bei ihnen bloße Kinder mit dem Vieh hüten betraut sind, kommt es immer wieder vor, daß benachbartes Vieh zusammenläuft und so die Krankheit von einem Bezirk in den anderen verschleppt wird. Wohl machte man den Kaffern den Vorschlag, sie sollten all ihr Vieh zusammen in eine gemeinsame Fence tun; umsonst; dazu kann sich der Schwarze nicht entschließen. Sein Vieh ist ihm seine Augenweide, sein alles, das muß er beständig in der Nähe seines Kraales haben. Daß er auf diese Weise noch sein letztes Stück verlieren würde, wollte er in seiner Verblendung nicht einsehen. Also Vieh hat der Kaffer keines, darf sich innerhalb 18 Monaten kein neues anschaffen; womit soll er aber nun seine Felder bestellen? Und kann er dieses nicht, wovon soll er leben? Jedenfalls werden die armen Leute nächstes Frühjahr zu uns mit der Bitte kommen, wir möchten ihnen um Gotteslohn willen mit unseren Pferden und Mauleseln aushelfen. Werden wir ihnen helfen können, da wir selbst kaum wissen, wie wir die nächste Aussaat bestellen sollen? Die Not ist groß, doch wir wollen den Mut nicht sinken lassen. Was uns aufrecht hält, ist das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und das Bewußtsein, daß der vielerprobte Opfersinn unserer verehrten Wohltäter uns auch diesmal zu Hilfe kommen werde. Gottes reichster Segen über all jene, die sich der guten Sache annehmen!

### Anton Tschikitscha.

Dieser Name führt uns in die Tage der Gründung von Czenstochau zurück. Schwester Humbeline erzählt uns darüber folgendes: „Vollte zwei Wochen waren wir sechs Schwestern, welche die Czenstochauer Mission eröffnen sollten, auf der Reise von Mariannhill nach der Dronkolei. Den mächtigen, mit 18 Ochsen bespannten Burenwagen, auf dem wir mit unsern Habseligkeiten befördert wurden, nannten wir die „Arche Noahs.“ Endlich kamen wir hart am Umzimfuku zum sogenannten Mundi-Store. Von hier waren es noch zwei Stunden bis Czenstochau, wie unsere Neugründung dem bekannten polnischen Wallfahrtsort zu Ehren genannt wurde. Damals allerdings bestand Czenstochau nur aus einem einzigen kleinen Haus, welches das Kloster Mariannhill kurz zuvor von einem Farmer käuflich erworben hatte. Beim genannten Store nun, wo wir etwas Rast machten, nahte sich uns ein hochgewachsener, schon ziemlich bejahrter Kaffer mit 50 schwarzen Kindern und bot uns den landesüblichen Gruß: „Sanibona, wir haben euch gesehen!“ Der Mann war, wie er uns persönlich mitteilte, Lehrer und Katechet. In einem aus Rasen erbauten Haus

erteilte er seinen schwarzen Schülern Unterricht in den Elementargegenständen, und an Sonntagen hielt er daselbst zugleich protestantischen Gottesdienst. Er stand unter der Oberaufsicht eines weißen Missionärs, der ihn und seine Schule 3—4mal im Jahre besuchte. Natürlich wollte er nun auch wissen, wer wir seien, woher wir kämen und wohin wir gingen usw. Als wir ihm offen gestanden, wir seien katholische Missionschwestern und wollten hier in nächster Nähe eine Mission gründen, um die unwohnenden Schwarzen für den katholischen Glauben zu gewinnen, da richtete sich der alte Kede erzengerade in die Höhe, blickte uns ernst an und sprach mit drohender Geberde: „Tut das immerhin; waget aber ja nicht, in meine Herde einzudringen! Ich hüte meine Herde selbst!“ Dann wurde er wieder freundlicher, zeigte uns, als wir aufbrachen, den Weg nach Czenstochau, und blickte uns mit seinen Zöglingen noch lange staunend nach. Das war Tschikitscha. Ich hielt ihn für einen Mann von etwa sechzig Jahren, tatsächlich aber war er nicht mehr weit von achtzig, denn er hatte, wie er uns später gar oft erzählte, den großen Tschaka noch gesehen, vor dessen schrecklichen Kriegern er sich in der Nähe von Ladysmith, wo seine heimatliche Hütte stand, mit knapper Not dadurch rettete, daß er eilends auf einen Baum kletterte und in der dichtbelaubten Krone sich versteckte. Wir selbst begaben uns nach Czenstochau und eröffneten die dortige Schule. Gleich an einem der ersten Sonntage fand sich auch unser Tschikitscha ein. Er hatte nach dem umfandisi (Lehrer, bezw. Missionär) gefragt, und war nicht wenig erstaunt, statt dessen eine Schwester zu finden. Als ich ihm jedoch erklärte, der eigentliche Missionär würde erst später kommen, meine Aufgabe sei es nur, ihm die Wege zu ebnen, die Kinder zu unterrichten und das Volk beten und singen zu lehren, gab er sich zufrieden, setzte sich ins hohe Gras und wurde nicht müde, sich über Gott und die wahre Religion Aufschluß zu erbitten. Gar ernst und nachdenklich ging er endlich von dannen mit dem Versprechen, am nächsten Sonntage einige seiner Verwandten und Schüler mitzubringen, um hier das „Ave Maria“ zu lernen. Offenbar hatte ein Strahl der Gnade seine Nathanaels-Seele getroffen und er folgte dem Zuge von oben ohne Säumen und ohne Zaudern. Wirklich kam er am nächsten Sonntag mit zwei seiner Brüder und noch ein paar andern Männern, — denn der Lehrer Tschikitscha hatte ein großes Ansehen bei den hiesigen Kaffern — und wir lernten zusammen das „Ave Maria“ und ein schönes Muttergotteslied. Das nächstemal brachte er 32 Schüler und Schülerinnen mit und von da an fehlte Tschikitscha an keinem Sonntage mehr; unter der Woche aber erklärte er in seinem Kraale all denen, die sich um ihn versammelten, was er am Sonntag an Gebeten, Liedern und Katechismusragen bei den Katholiken gelernt hatte. Sein Eifer und Opfersinn war in der Tat bewundernswert. Einmal war großes Hochwasser, und da ist der Umzimfuku, der die südöstliche Grenze unserer Missionsstation bildet, ein gar gefährlicher Fluß. Schon viele, die es wagten, ihn bei einem gewissen Wasserstand zu überschreiten, haben darin ihr Grab gefunden. Tschikitscha wußte das, doch sein Verlangen nach dem christlichen Unterricht war zu groß. Er schnürte seine Oberkleider in ein Bündel zusammen, nahm es auf den Kopf und stieg sodann mutig in den breiten, klippenreichen Fluß. Die Strömung war so stark, daß sie ihm das Hemd am Leib